

Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik

Band: 7 (1877)

Artikel: Ein schweizerisch - alemannisches Lautgesetz.

Autor: Staub, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-180667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN SCHWEIZERISCH - ALEMANNISCHES LAUTGESETZ.

(Fortsetzung.)

Es war bis dahin die Rede von n. Dabei wurde stillschweigend in den Kauf gegeben und genommen, daß es in Wörtern wie Bank, denken, Winkel, dunkel u. s. w. (resp. Banch u. s. w.) genau genommen nicht n, der dentale Nasal, sondern η der entsprechende Kehllaut war, welcher allerdings dieselbe Wandlung wie n veranlaßte und erfuhr. Der phonetische Unterschied ist in manchen Lagen so unmerklich, daß die gemeine Orthographie nur gar nicht einmal auf den Einfall gekommen ist, einen besonderen Buchstaben für den gutturalen Nasal zu erfinden.¹ Und ebenso war es zufolge dem Bequemlichkeitsprinzip, welchem der Volksmund sich ergibt, eigentlich nicht nf, was den Formen *füf*, *Häf*, *Züft* u. dgl. zu Grunde lag, sondern mf; wenn der Alemann solche Wörter in ihrer vollen Form gebraucht, z. B. beim Lesen, so lauten sie in seinem Mund ganz naturgemäß und zwanglos fümf u. s. w.² Es besteht auch unabhängig von solcher Akkommoda-

1) Für die Darstellung der Mundarten können wir desselben nicht entrathen, namentlich nicht wegen der vorkommenden Verbindungen des Nasals mit der entsprechenden Media und Tenuis, da die Schreibung der gemeinen Orthographie ng als zweideutig durchaus abgelehnt werden muß. Der Leser wolle also Vormerk davon nehmen, daß η den gutturalen Nasal, das im Gaumen gesprochene n bedeutet, wie es in der ersten Silbe des frz. en-core und in den deutschen Wörtern bang, Finger (wohlverstanden nach der vorherrschenden Aussprache; s. Benedix I § 75 f.) sich darbietet. Es muß nach zwei Richtungen hin wohl abgegrenzt und unterschieden werden: einmal gegen die blosse Nasalierung des Vokals, den Laut, welcher im frz. en, bon, un, fin u. dgl. sich hören läßt und ein Charakteristikum mancher deutschen Mundarten ist; diese Färbung der Vokale, auf welche einläßlicher einzugehen sich im Verlaufe dieser Untersuchung Gelegenheit geben wird, wird am besten nach dem in der Zeitschrift gemachten Vorschlag mit ~ bezeichnet; sodann hebt sich der einfache Nasal hinwieder ab von der Verbindung ηg, welche von den deutschen Orthoepisten (s. z. B. Benedix § 79) zwar nicht geduldet wird, aber inlautend im Englischen (z. B. finger) die anerkannte Aussprache bildet, und wenigstens bei den meisten Alemannen vorkommt, wo durch Elision des Vokals die erwähnten Consonanten zusammenrücken, z. B. *Huη-g* (Honig), *Chüη-g* (König), *mäη-ge* (manchen, manigen). Von dieser Konsonantenverbindung hebt sich hinwieder eine Art Steigerung zweiten Grades ab, z. B. *zangge*, welche ziemlich mit der allgemeindeutschen Aussprache „zanken“ zusammenfällt, nur daß wir Alemannen die Tenuis rein, ohne alle Aspiration geben.

2) Es hat ja selbst die gebildete Sprache die Assimilation des Dentals, ja sogar zweier Dentale an den labialen Anlaut des zweiten Worttheiles acceptiert, z. B. Wimper aus *wintbrâ*.

tion ein lebhafter Tauschverkehr zwischen dem in der Mitte liegenden n und m einer-, η anderseits.¹ Es darf uns daher nicht wundern, wenn wir auch m + Spirans und η + Spirans das Schicksal von n theilen sehen. Dabei ist es von keinem praktischen Werthe, wie man sich den Vorgang denke. Oberflächlich und kurz läßt sich die Sache so darstellen, daß das fragliche Lautgesetz alle drei Nasale als einander sehr verwandte Laute begreife. Eigentlich aber werden wir Durchgänge von m und η durch n hindurch vorauszusetzen haben, also eine Verfeinerung des Lautes, wie eine solche auch der gänzlichen Verdüftung des m im Auslaute z. B. in *hei*, *Heiri* aus heim, Heimrich u. A. vorangegangen ist. Es wäre sonst — von physikalischen Schwierigkeiten einstweilen ganz abgesehen — auffallend, warum die m und η viel weniger umfangreich und allgemein von dem Gesetze betroffen wurden; auch haben sich ja solche Beispiele wie Bëmsel, Framsle, fiñster, Gspen̄st gerade dadurch, daß sie ihr organisches n in die Lippen- und Gaumenorgane hinüberspielten, den Nasal vor der Zersetzung gewahrt. Uebrigens ist die von der Theorie geforderte Zwischenstufe durch den obenerwähnten Redinger, welcher in seiner Bearbeitung der „Vorthür“ von Comenius ein Mal für dings (d. i. auf Borg) ansetzt „dins,“ constatiert, wenn wir darin die Ueberlieferung der zu seiner Zeit wirklich gehörten Aussprache erkennen dürfen; doch ist es vielleicht weiter

1) Es ist hier nicht der Ort, den Spuren, welche selbst in der Litteratursprache hievon enthalten sind, nachzugehen; hier nur einige Beispiele aus alemannischen Mundarten; *starregans*, gewöhnlich *starregangs*, = sofort. — *afännig* = *anfangig* = *anfangs*. Auch *Chüngel* = Kaninchen und *Linele* = Linie sind berechtigter als die Nebenformen mit nn, indem die gutturale Gestaltung des Nasals dort durch das zu Grunde liegende lateinische cuniculus (cunculus), hier durch das aus i entwickelte j gefordert wird. Und umgekehrt *fiñster*. — *Menbueb* für *Mennbueb* von mlat. *menare*, das Vieh lenken. — *siŋ* = *sīn*, sein, être (falls A. Schott richtig gehört hat). — *Gspen̄st*.

Ferner *Hēlmhūs*, Vorhalle einer Kirche, von hēl(e)n, hehlen = bedecken. — *Framsle* = Franse. *Bëmsel* Pinsel. — *Bademer* u. dgl. einer von Baden. Was im einen Kanton *brenzelen*, *brünschelen* (nach Brand riechen) lautet, heißt in anderen *bremschelen*, *brümschelen*. *Baumgraz* für Pankraz gehört nicht hieher, sondern ist eine von den hundert und aber hundert Vertauschungen einer fremdtönenden Silbe an ein bekanntes Wort. Manches m der Mundart ist jedoch das Richtige gegenüber nhd. n, z. B. *Gadem*, *Bodem* (wovon „in der Bodmen,“ Bodmer). Und umgekehrt das *Bilgeri* als Deminutiv aufgefaßt, wozu zunächst eine vorauszusetzende Form *Pilgrin* für Pilgrim (dessen m allerdings die Stelle von noch älterem n, peregrinus, einnimmt) einlud. Ganz so beruht *hei* für heim auf der von älterer Litteratursprache häufig dargebotenen Zwischenstufe hein. Dagegen ist mundartliches *seltse* (= selten; sonderbar; mürrisch) für séltsen im Rechte gegenüber der nhd. Umformung „seltsam.“

nichts denn eine Spekulation dieses mit vielem Sprachinstinkt begabten Grublers.

Jedenfalls wird man sich, diese Erläuterungen vorausgeschickt, nicht darau stossen, wenn die Verbalform „kannst“ eine Parallel erhält an „kommst,“ welches für das Alemannische mit Akkommodation des Nasals an den dentalen Sibilanten in *chunnst* umzusetzen ist; daraus wird im Gebirge *chūst*.

Die Mittelstufe zwischen *Pfiste* und Pfingsten, nämlich n an der Stelle von η, gewährt uns das bayr. Pfinztag, durch ein Vokabular von 1477 als alte Ueberlieferung verbürgt. Uebrigens ist von selbst einleuchtend, dass η eine verhältnismässig späte Umformung eines ursprünglichen n ist, welches aus dem griechischen Grundworte *πεντεκοστη* noch in das goth. paintekuste übergegangen ist, im Mhd. aber allerdings durch Zusammenrücken der Konsonanten vorwiegend bereits zu η geworden.¹

Nun werden wir auch keinen Anstand nehmen, das luzern. *būsig*, unterwaldn. *buisig*² = heftig, erzürnt, empfindlich, trotzig, aber auch missstimmt, niedergeschlagen, mit dem auch außerhalb der Schweiz bekannten *pumsig* zu identificieren. — Andere Beispiele mehr werden sich in der Folge darbieten.

Vorerst haben wir die Regel auch mit Beziehung auf die Konsonanten, welche an der zweiten Stelle stehen, weiter zu fassen, als sie in den Grundzügen dargelegt worden ist. Doch sind es auch auf diesem Punkte nur unwesentliche Zuthaten, welche die Regel eigentlich nicht über den Kreis der genannten Konsonanten hinausführen.

So ist pf nur eine Weiterbildung und Spielart von f, mit welchem es nicht selten wechselt. Um hier gar nicht zu reden von Fällen im Anlaute, ist die Aussprache *Harpfe*, *scharpf*, *Stapfe*, *Seipfe* für Harfe u. s. w. allgemein alemannisch; und so bieten auch manche unserer Mundarten die Formen: *Hampf*, *Rampft*, *sampft*, *Zumpft*

1) Aus der ahd. Periode liegt keine Form vor; wir besitzen von dort nur das umgedeutete *fimfchusti*.

2) Dieses ui hat etymologisch den Werth von gemeinem ü. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der Mundarten Wallis, Unterw. und Uri, dass sie diesen gedehnten Vokal spalten, was einer Erleichterung der Aussprache gleichkommt. Eigentlich musste zu diesem Behuf ü zu ü ü werden, das nachtonende u jedoch sank zu i herunter, bekam aber gerade dadurch die Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, indem es seinen erstgeborenen Bruder mehr und weniger afficiert, in den einen Mundarten fast unmerklich, in andern ihn geradezu umlautend (ü), um als letzte Phase in einer dritten Gruppe (im Elsässischen) sich mit dem also assimilierten Laute neuerdings zu einer einfachen Länge (ü) zu verschmelzen.

u. dgl.; und so pflegt das Volk im Allgemeinen beim Lesen die betreffenden schriftdeutschen Wörter sich mundgerecht zu machen. Bieten sich nun Beispiele an, in denen ursprüngliches mpf wie nf behandelt erscheint, so werden wir wieder, ähnlich wie oben, einen Durchgang durch die letztgenannte Lautverbindung vorauszusetzen haben.

Wenn oben unter den Beispielen des vorliegenden Lautgesetzes Brunst, finster u. dgl. figurierten, so muss denn doch nachträglich bemerkt werden, dass es eigentlich nicht s sondern sch ist, was wir Alemannen in solcher Lautverbindung sprechen. Es ist aber schon vom physiologischen Gesichtspunkte aus selbstverständlich, dass der cerebrale, zum Theil aus reinem s erst degenerierte Zischlaut eben so gut wie jenes den vorangehenden Nasal zu beeinflussen vermag. Zum Ueberfluss mag auch daran erinnert werden, dass s und sch in unzähligen Beispielen miteinander gewechselt haben, und dass es alemannische Mundarten gibt, die s jedesmal zu sch vergröbern, sobald es sich mit i, u, w, r u. dgl. berührt. So gleich jenes *Granschen* (oben S. 33) für Grans, und das oben angeführte *trisse* (verdrossen sein) lautet im Wallis *trische*.

Wir dürfen daher unbeanstandet *brüschele* (Freib.) = angebrannt riechen, mit *brünschele* (Uw., Sargans), *brümschele* (Uri) brunscheln (Deu. Wtb. 2, 437) identificieren.¹

Im Deu. Wtb. wird für Flins zwar die Bedeutung Kiesel urgirt, vielleicht einer etymologischen Hypothese zulieb; doch erhellt schon an jenem Orte, dass die Bedeutung des Wortes keineswegs zu allen Zeiten und allerwärts eine konstante war. Wirklich versteht man, in grellem Abstande von der oben angegebenen, in Schwaben den Schiefer, in Tirol feinen Sand darunter; wir dürfen also füglich das simmenthalische der *Flisch* = schieferiges Gestein, sammt dem Adjektiv *flisch* und das glarnerische der *Flise* = mit Geröll überführtes Bachbett, anbrechender Erdschlipf, als auf jener Grundform beruhend annehmen.

In Wallis ist im Sinne von Strohfackel das Wort *Limscha* üblich, und dazu die Nebenform *Lischa*.²

Unter den zahlreichen Wortformen für Fadenknäuel existiert im Wallis das *Chlüschi*; es ist Deminutiv zu die *Chlunsche*, *Chluntsche*

1) Ich möchte das Wort nicht sowohl durch die Annahme einer Abschwächung von st in sch von Brunst, als vielmehr direkt von dem Particip ge-brunnen vermittelst Bildungs-s (resp. sch) ableiten.

2) Wie man dort dem ital. luce das Wort *Luse* = Licht, Lampe, abgeborgt hat, so könnte *Limsche* d. i. Lümsche von lume sich herleiten.

und dieses eine Weiterbildung von die *Chlumme*, welches noch die Nebenformen der *Chnummel* oder die *Chnummele* besitzt. Wie ungleich auch diese beiden Endpunkte einander sehen, es fliesst doch ein und dieselbe Quelle in beiden, der Partizipialstamm *klumm* vom Verbum *klimmen* = zusammenpacken, wovon auch *chlünze* nur eine Intensivbildung ist (*klummizon*, *klümmezen*); und es stehen also *Chlüschi* und *Chnummele* in der engsten Verwandtschaft, während die fast gleichlautenden *Chnummele* und *Chnungele* (s. o. S. 30, Anm. 2) nichts als die Bedeutung miteinander gemein haben. Die im Deu. Wtb. 5, 1363, f. versuchte Zusammenstellung ist wohl eher zurückzuziehen.

An mhd. *blunsen* = aufblahen, bin ich geneigt, unser *blunsche*, *bluntsche* zu halten. Ich bekenne zwar, dass die Bedeutung¹ des letzteren Verbums dieser Zusammenstellung wenig Vorschub leistet, um so mehr diejenige der dahinter liegenden Sippe: *b'blunschet* = aufgedunsen;² der *Blunschi*, *Bluntschi* = dicker, plumper Mensch, auch (wie Pluns in Hessen) Geschlechtsname; dazu das Adjektiv *blunschig*, *bluntschig*³ und die Composita *Bluntschelchopf*, *Bluntschelg'sicht*; ferner was sich kaum davon trennen lässt,⁴ die *Blunze* = grosse Blutwurst, und in den bairisch-österreichischen Mundarten synonym mit unserem *Bluntschi*; ja noch wuchert die Form des Wortes nach der andern Seite hin: man kann nämlich kaum die lautliche Verwandtschaft zwischen den beiden Synonymen *Bluntschi* und *Pfluntschi* (*Pflunsch*, Adj. *pflunschig*) abweisen. Das glarnerische *pflüstere* = sich aufbauschen (von Wäsche und Kleidern) und auch *pflüsterig* = trübe, regnerisch (vom Wetter) fügen sich hier an, indem sie ihre physiologische Erklärung durch unser Lautgesetz finden. Noch weiter: *Pflunsch*, *pflunschig* bedeutet auch schlechtgerathene Schneiderarbeit, ein Kleid mit ungehörigen Falten und bauchig. Dasselbe bezeichnet aber auch *Pfunsch*, *pfunschig* mit der in unser Lautgesetz einschlagenden Nebenform *pfünschig*; die Identität dieser durch Aufgeben des l erklärblichen Form wird noch erhärtet dadurch, dass man in Uri unter einer *Pfunsche*, *pfunschig* eine dicke Person, aufgedunsen versteht. Als das Mittelglied, welches die mit bl, resp. pl anlautende Reihe an diejenige des Anlautes pfl knüpft, bietet sich das Wort *Pluntsch*, *Bluntsch* dar, welches den vom Regen erweichten Boden, namentlich die durch Regen oder durch die Mischung von Wasser und Schnee ungangbar gemachte

1) Es bezeichnet sowohl den Ton der in einem verschlossenen Gefäse geschützten Flüssigkeit als ins Wasser plumpsen.

2) In Tirol 'plunzet.

3) Im Deutschen Wtb. *bluntsch*, in Schlesien *plunschig*, *plünschig*.

4) Vgl. tirol. 'plunzet.

Straße bezeichnet, und die gleichbedeutende Nebenform *Pfluntsch*.¹ Mag es nun gelingen, den Begriff des Verbums *blunsche*, an welches wir die ganze Kette gehängt haben, mit demjenigen des mhd. *blunzen* zu vereinbaren oder nicht,² unantastbar bleibt doch einmal die Verwandtschaft zwischen den übrigen Beispielen mit —sch und dem mhd. Worte, zumal neben '*blunschet* auch die Form '*blūſſet*', d. i. geblunset, beides im Sinne von aufgedunsen, bei uns besteht, wozu sich noch die bair.-östr. Form *g'blunzet* gesellt; sodann, um was es mir hier eigentlich zu thun war, erhellt die Solidarität zwischen ns, nsch, ntsch, nz.

z lässt sich, da es physiologisch als ein Doppellaut *t + s* sich darstellt, aus tsch gewinnen als Spielart, wie das einfache sch mit s wechselt.³ Aber auch unmittelbar von s gelangt man zu *z*. Beispiele der Vertretung des einen Lautes durch den anderen stehen in solcher Zahl zu Gebote, dass ich die Thatsache als bekannt voraussetzen darf. Ich schreite daher sofort zur Verwendung derselben mit Beziehung auf unser alèmannisches Lautgesetz. Da begegnet uns einerseits appenz. *tāze* für tanzen. Danach werden wir nicht anstehen, das ebenfalls appenz. Wort die *Schlāz* = unhaushälterische, Speisen u. dgl. aus dem eigenen Hause verschleppende Frau, in Schlanz zu rekonstruieren, und *Schluenz* = feile Dirne als regelrechte Ablautsform daneben zu stellen.⁴ Anderseits stoßen wir auf *fräisch* = fremdartig und daher unverständlich, eigentlich wol altfränkisch; denn nach dem oben Erläuterten ist nicht daran zu zweifeln, dass franzisch (*français*) die Ausgangsform war.

Auf demselben Wege werden wir über das sonderbare, s. Z. aus dem Berner Oberland an Stalder mitgetheilte „aufsen = inzwischen“ klar. Erinnern wir uns vorerst, dass Stalder aus gewissen Gründen unsere alemannischen Längen in den Diphthong zu verhochdeutschen pflegte, so lässt sich wohl denken, dass sein Korrespondent aus Habkern, ohne jene Gründe zu kennen, den Vorgang blindlings nachahmte; so gelangen wir dazu, jene Mittheilung in *ūſſen* zu korrigieren, wozu wir noch durch direkt geschöpfte Bestätigung autorisiert sind. Nun ist es eine Eigentümlichkeit der Oberländer (auch der Walliser und ihrer

1) Vgl. *pflunzge* = schluchzend weinen.

2) Es liegt allerdings nahe genug, *blunsche* als bloße lautliche Spielart des synonymen *glun(t)sche* zu erklären.

3) Ueber die Beziehungen von *z* zu tsch vgl. einstweilen die Aufsätze von Gerland und von Tobler in Kuhn's Ztschr. XXI, 67—73 und XXII, 112 ff.

4) Die begriffliche Vereinigung, sollte diese noch Anstand finden, bietet das von Schlanz mit Umlaut abgeleitete Verbum *schlenze* dar, welches sowohl (trans.) verschleudern als (neutr.) herumvagieren bedeutet.

Abkömmlinge in Graubünden), im Gegensatz zu den übrigen Alemannen das auslautende n der Suffixen zu bewahren. Danach wird sofort klar, dass das gleichbedeutende luzern. *unze* jenem *ūſſen* physisch eben so nahe verwandt ist, wie *g'blunzet* und *g'blūſſet*, *franzisch* und *fräſisch* es untereinander sind. Beide Nebenformen beruhen auf unzhin. Auch die in Wallis und B. Oberl. üblichen Synonymen *ūſſig*, *ūſſig*, *ūſſdar* weisen s an der Stelle des gewohnten z auf, und das thut auch im Stammwort das appenz. *uns* (gespr. ons). Und wie, wenn es sich schliesslich noch ergeben sollte, dass n sich selbst vor z als solchem vokalisieren könne, der Uebergang in s also nicht absolut nöthig sei! Das von der Zeitschr. f. noch ungedr. Schweiz. Rechtsquellen I, 1, 9 Art. XI überlieferte „rutz“ lässt sich kaum anders verstehen denn als Nebenform von Runz, Runs. Allein die Vergleichung der Handschrift ergibt, dass der Druck zu verbessern ist in crütz.

Nachdem nun der Begriff sowohl des Nasals als der Spirans mit Beziehung auf das vorliegende Lautgesetz genauer umschrieben worden, ist es an der Zeit, dasselbe in die Werkstätten der verschiedenen kantonalen Mundarten zu begleiten und dort von der Verschiedenheit seiner Wirkungen Notiz zu nehmen. Es thut sich da ein bunter Farbenreichtum vor uns auf, welcher anfänglich das Auge verwirrt und aller Regel entronnen zu sein scheint; und doch wird eingehende Aufmerksamkeit ein und das selbe Grundgesetz in all dieser Mannigfaltigkeit wiedererkennen und die unserem Zeitalter abhanden gekommene Thatsache wieder entdecken, dass Einheit auch ohne Uniformität möglich ist, und dass die Sicherheit des Gesetzes nicht die Opferung der individuellen Entwicklung erheischt. Das Auge der Wissenschaft sieht in dem bunten Regenbogen den einfachen Lichtstrahl. Welcher Mensch aber wollte die Farbenpracht der Wirklichkeit für bleibend an die blasse Theorie vertauschen? und doch glaubt die neueste Staatskunst, blind gegen alle Geschichte, selbst gegen diejenige, welche in unserer nächsten Nähe ein so furchtbare Gericht gehalten hat, ihre Panacee in der Schablone gefunden zu haben. Möchten unsere Politiker öfter bei der Natur Einkehr halten — und sich mit dem Studium der Volkssprache abgeben. Doch — kehren wir zu unserem Schweizerdeutsch zurück!

Die alemannischen Mundarten zerfallen in zwei Gruppen nach der Behandlung, welche die Längen der beiden Seitenvokale,¹⁾ d. i. ī und ū mit dem Umlaute ü in denselben erfahren. Es ist dies nicht eine

1) In Ermangelung einer zutreffenderen bediene ich mich dieser Bezeichnung, welche der üblichen graphischen Darstellung dem Grundvokale gegenüber entlehnt ist.

Scheidung, welche mit Stammesverschiedenheit zusammenhienge, wie solche namentlich in der Flexion sich bemerkbar macht, sondern sie haftet gewissermassen am Boden und ergibt eine blos geographische Abgränzung. Im grossen Ganzen zwar gehen alle Alemannen darin miteinander Hand in Hand, und ist es das wesentliche Charakteristikum ihrer Sprache gegenüber allen anderen deutschen Stämmen, dass sie die einfache Länge fest gehalten haben und sich abwehrend gegen die sonst allgemein gewordene Diphthongisierung derselben verhalten,¹ und viele Mühe und lange Zeit hat es bedurft, bis die schweizerischen Schriftsteller (von gemeinen Schreibern nicht einmal zu reden) sich die nhd. Lautstellung vollständig und mit Sicherheit zu eigen machten. Allein in gewissen Lagen hat der einfache Vokal sich nicht in allen unseren Mundarten zu halten vermocht, sondern ist ebenfalls in zwei gespalten worden. Während aber im Nhd. der Gebildeten dieser neu geschaffene Diphthong mit den alten ei, ou, eu (ai, au, äu) so vermengt und ihnen so gänzlich angeglichen worden ist, dass von einer Unterscheidung nicht mehr die Rede sein kann² und nur der in der Mundart Aufgewachsene sie sowohl im Gefühle als auf der Zunge hat,³ sprechen wir Alemannen im Allgemeinen ihn auf eine Art, welche die Mitte hält zwischen seinem Ursprunge, nämlich ī, ū, ū und den Doppelklangen, welche von jeher im Deutschen einheimisch waren.⁴ Es ist dies eine der Quellen, aus welchen die Mundart ihren grösseren Farbenreichtum gewinnt. Freilich die ganze sogen. burgundisch-alemannische Gruppe (Bern, Freiburg, Wallis) begibt sich dieser Buntheit, indem sie den alten organischen Diphthong gerade so fein zuspitzt, wie der neue lauten muss; sie vermag also (wohlverstanden, so weit sie die einfachen ī, ū, ū aufgegeben hat) die beiden Silben in „Freiheit“, „Hauptbau“ u. dgl., was den Vokalklang betrifft, nicht zu unter-

1) Gerade wie am jenseitigen Saume Deutschlands die Dänen (Schweden) und Friesen und in den Niederlanden wenigstens das ungebildete Volk.

2) Benedix, die Aussprache des Hochdeutschen §. 30 und 32, scheint diese Behauptung zwar Lügen zu strafen; allein offenbar ist er nur durch die verschiedenen Schreibungen zu der seinigen veranlaßt worden; denn seine Beispiele beweisen deutlich, dass er selber für die wirkliche Aussprache den Unterschied nicht zu machen versteht.

3) Die meisten mir bekannten Mundarten trennen allerdings den alten und den neuen Diphthong von einander, die nicht-alemannischen und die nordschweizerischen in der Weise, dass sie den alten verschieben.

4) Ich werde, so oft es sich um Unterscheidung handelt, den neuen Diphthong seiner Aussprache gemäss mit ēi, ou, öi, den alten mit ai, au, äu bezeichnen.

scheiden, und in andern Mundarten (St. Gallen) ist der Unterschied ein so feiner, daß der Fremde ihn kaum wahrzunehmen im Stande ist.¹

Physiologisch erklärt sich der Vorgang als Spaltung der Länge zunächst in zwei Kürzen des selben Klanges, von denen die erstere, nochmals dem Drange nach größerer Bequemlichkeit der Aussprache nachgebend, allmählich die sogen. Brechung erleidet, oder aus i und u in e und o erblasst. Diese Darstellung, welche allerdings zunächst auf einer Theorie der Gelehrten beruht, erhält eine höchst merkwürdige Bestätigung, indem sich in unserem Vaterlande eine Sprachinsel befindet, in welcher der geschilderte Prozeß gegenwärtig in der Vollziehung begriffen ist. Es ist dies das isolierte Engelberger Thal. Unerklärlich in seinem Ursprunge und Zusammenhang, bricht sich auf jenem kleinen Fleck Erde der Drang nach Diphthongisierung der einfachen Länge in einer dem Charakter aller übrigen Alemannen widerstreben den Ausdehnung Bahn. Erstaunlicherweise gibt es noch eine zweite, noch viel kleinere solche Sprachinsel, und zwar in einer durchaus von Unterwalden unabhängigen und verschiedenen Lage; es ist das Dörfchen Calfreisen im bündner. Schalfiggthale. Auch dort spricht man nicht blos *doü*, *schéi* für du, sie, was dem Genius des Alemannischen nicht absolute fremd ist, sondern auch *schwéinen*, *schlöifen* u. dgl. für *schwinen* [schwinden], *schlüfen* [schließen, schlüpfen]. Dort ist es aber auch, wo wir die Natur gleichsam in ihrer Werkstatt belauschen und den neuen Diphthong während seiner Entpuppung beobachten können. Er ist in vielen Fällen, und namentlich bei Leuten von feineren Organen, noch so wenig ausgeprägt, daß selbst der aufmerksame Hörer, wie unbegreiflich diese Behauptung scheinen mag, sich keine Rechenschaft zu geben vermag, ob es die einfache, gewohnte Länge, ob es zweimalige Kürze oder bestimmter, entschiedener Doppellaut gewesen sei, das an sein Ohr schlug.

Wenn wir das Verhalten der schweizerischen Mundarten erwägen, so erscheint, daß für die einfache Länge zunächst keine Schwierigkeit im Inlaut besteht; denn hier halten alle unsere Mundarten, mit einziger Ausnahme von Engelberg, welches zwischen beiden Prinzipien schwankt, durchaus an ī, ū, ū̄ gegenüber nhd. ei, au, äu (eu) fest. Erst im Auslaut ist ihre Existenz exponiert, und wir bekommen in gewissen Gegenden für *Bli*, *dri*, *fri*, *Marie*, *Buw*, *trüw* u. dgl. zu hören *Blei* u. s. w. *Méi* und *Mareili* (auch als Name für die Botin der Frühlingsgöttin), *Bou*, *troi*. Diese selben Nebenformen bestehen

1) Die echte, ältere Volkssprache hat dort aber das alte, organische ei (ai) in ä zusammengezogen, so daß éi nur für das zriegespaltene ī bleibt.

nun eben auch — und damit gelangen wir endlich zu unserem Thema zurück — für diejenigen ī, ū, ü, welche sich aus in, un, ün hervorgebildet haben, und treten soweit also auch im Inlauten auf. Wir haben demgemäßs neben den weiter oben besprochenen Umwandlungen von Vokalen mit Nasal noch folgende Nebenformen zu registrieren: *Pfēiste* = Pfingsten, *trēisse* d. i. trinsen = verdrossen sein; es läfst diese Nebenform keinen Zweifel mehr übrig, dass wir recht daran thaten, *trīsse* auf einen Stamm mit Nasal zurückzuführen; es stimmen dazu gewisse Nebenformen mit der oben S. 191 besprochenen Vergröberung des Nasals: trimse = ächzen (Baselbiet), trimsele = langsam gehen oder arbeiten (Gl.); und hinwieder mit getrübtem Zischlaut in Urseren die Form *trintsche*, entsprechend dem wallisischen *trîsch*. Das Wort ist nicht blos schweizerisch; wir erkennen es wieder im schriftdeutschen (eigentlich ndd.), bayer., hess. trensen, trenzen, mlat. trinsare, vorarlberg. drinsche = brummen, stöhnen (vgl. Wackernagel, Voces an. p. 62. 66. 89), im schwäb. tränzen, trönsgen = langsam reden und handeln; (auch im Bernbiet knüpft sich an *treisse* die Vorstellung zaudern, seine Geschäfte langsam verrichten); stark athmen; die Träns = klagsüchtige Person u. A. m. Das Wort, zu welchem noch eine Nebenform mehr, *triesse* (St. Gall.), *triesche* (Wallis) gehört, hat, wie schon der auffällige Diphthong vermuten läfst, auch eine weitläufige Verwandtschaft; dieselbe reicht bis zu dem Worte *Truesne*, ahd. truosana (Bodensatz). Das letztere geht unmittelbar auf goth. driusan (fallen, sinken) zurück, eine Entwicklung aus indog. dhru.¹ Hier allerdings keine Spur von Nasal, aber wir begegnen solchem in dem lit. Synonym drumstas. Dieses leitet man zunächst ab von dhras (= 1) niedersinken, 2) sich trüben), einer Weiterbildung jenes dhru; und von dem selben Stamme, — wozu die verschiedenen Bedeutungen sich trefflich fügen — eben auch unser *trinsen* und *triesen*. Das Letztere überliefert das altd. triusan, gerade wie *niese* altes niusan, niesen (ster-nuere) — beide, indem sie den weicheren Zischlaut aufgeben, sich mit fremden Stämmen vermengend; denn so wenig als geniesen, niuzan (frui) mit niesen verwandt ist, so ungehörig war es, unser *triesse* (nebst *trīsse*, *treisse* u. s. w.) mit dem transitiven ver-driessen zusammen zu stellen; dieses lautet ahd. driuzan und ist dasselbe Wort mit lat. trudere, engl. to threaten. Der Nasal der Form *triesen* muss sich erst auf europäischem Boden, und zwar, wie wir gesehen haben, keineswegs allgemein und mit ausschliesslicher Gültigkeit, entwickelt haben, — ent-

1) Der Diphthong verhält sich, wie Dietrich bemerkt, gerade wie derjenige von buoc (Bug) zu dessen Grundwort biugan.

wickelt, um in dem äußersten Winkel des deutschen Idioms seine usurpierte Existenz wieder zu verlieren.

Doch setzen wir die Reihe der Beispiele fort: *tréiche* = trinken. — *Tréichle* = die grosse Kuhschelle, und im Kanton Zürich (immerhin nur an der Grenze gegen die alpinen Nachbarkantone) der Geschlechtsname *Tréichler* (Trinkler). — *féister* = finster.¹ — Nicht nur Leu im Eydgenöss. Lexikon, sondern noch der Heideggersche Nachtrag am Ende des vorigen Jahrhunderts nennt den Ort Sins abwechselnd so und *Seys*, welch letzteres die volksmäßige Aussprache ist, wie *Wéichel*, *Wéichelmat* für Winkel u. s. w., Ortschaften des Kantons Bern. — *Zéis* = Zins. *Verzéisler* = Zinsherr, Kapitalist. (Breitenstein, Vreneli S. 89.). Als *Zéislibicker* wird verspottet, wer, sei es aus Noth oder aus Habsucht, gar sehr auf den Bezug der Kapitalzinse erpicht ist. (Hch. Sulzer, der Pater im Beichtstuhl, S. 21.).

Zu den oben aufgezählten Beispielen von ü, ü stehen folgende Nebenformen zu Gebote: *bröisele* = brünselen, brandig riechen; *Bróüst*, *bröistig*, *bröistele* u. s. w. = Brunst, brünstig u. s. w. — *'tróuche* = getrunken. So ist auch die Schreibung „trauche“ in Gotthelf's Schriften zu verstehen. — *Dóust*, *döistig* = Dunst u. s. w. — *föif* = fünf. — du *chóusch* = kannst (chunnst). — *Chöistler* = Künstler.

Auch *Choušt*, *Chüst* = Kochherd, anderwärts der kleine, zum Sitzen dienende Nebenofen in der Stube oder die vom Küchenfeuer erwärmte Kachelwand des Wohnzimmers, ist nichts Anderes denn Kunst. Von der Verwendung dieses ursprünglichen Abstraktums in konkretem Sinne hat uns das Deu. Wtb. 5, 2683 eine Fülle von Exemplen gebracht. Wie ein solcher Uebergang seinen Anfang nimmt, und zwar in der oben angeführten speciellen Bedeutung endet, das macht uns die von der Winterthurer Stadtbibliothek aufbewahrte Meyer'sche Chronik aus der Mitte des 16. Jahrhunderts höchst anschaulich. Die betreffende Stelle, welche ich der Aufmerksamkeit des Herrn Dr. Geilfus verdanke, lautet: „Item uff den 16. tag Junii des 1557. iars hett sich begäben, das in das Rhor [= Schilficht], an der Glatt glägen, sind zämen kumen vil meister, namlisch der Haffneren, . . . von unser Herren vnd Oberen [der] Statt Zürich, darnach auch von ummligenden Stetten, als Schaffhusen, Diessenhoffen, Stein, Frouwenfeld, Will, Winterthur, Rapelschwil auch ander ummligend Stett . . . Nun uff dissen Stetten sind alweg ein oder zwen in das Rhor da zemen kummen, hand da gluoget und erfahren von den frömden Meisteren, was das für ein Kunst sige,

1) 's ist Alls allert — ekeinen lueget feister, Lied auf das Helvet. Bundesfest 1798.

in was mas, mittel und wäg man möcht sovil Holz ersparen Vnd darum uff semlichs Brümen [= berühmen] vnd ufsschrigien [= ausschreien] vnd erbietung semliche Kunst ander Meister yres handwerchs auch zuo leren, Sind disse Meister all gmenklich zemen kumen in das Rhor, ... Hand da die frömden Meister yre kunst uffthan und probiert [= erprobt] mit Bachen, süden vnd Bratten, alles von einem für und das von lüzell [= wenig] holz, ist die sag das sy brucht habind. Ich hab noch nie kein offen [= Ofen] gesechen, darin disse kunst probiert sige worden, woll [= obwohl] etlich Burger gsin sind, die willens sind, ein semlichen offen lassen machen. Wen man disse kunst grächt vnd gwär ist, so ist wol ein wunder ze vernemmen, das sich fast herzu nahin sige [= dass sich schnell nahe] der iüngst tag. das fast die kunst vnd all andere im höchsten sigind, dann ufs dissem wol zuo erkennen ist, die groß wunderbarlich allmechtigkeit Gottes, das semliche kunst zur letsten zitt erfunden ist worden.“ Wenige Jahre später erschien in Mühlhausen „Verzeichnuss der figuren vnnd neuwen öfen, von der ersparung der neuwen erfundenen Holtzkunst.“ Hier spielen bereits beide Bedeutungen, die konkrete und die abstrakte, in einander über, noch mehr in folgendem Titel: „Lehmanns Allgemeine ökonomische Holzspahrkunst, oder Anweisung zu Erbauung vortheilhafter Stuben und Haushaltungsöfen. N. Aufl. Leipzig 1754.“ Vor der neuen Einrichtung verschwanden auch die alten Namen (*Herd-, Fürplatte*); zur Bezeichnung jener aber behalf man sich in ungleicher Weise, je nach den Umständen: z. B. unsere alemannischen Stammesgenossen in Piemont und Tessin nennen sie *Fornella* oder *Chochofeli*.

Róuss = kleiner Bewässerungsgraben, *róusse* = solche anlegen. — *Góust*, *Vergóust*, *vergoistig* = Gunst u. s. w. Und so eingefleischt war die diphthongisierte Form dem singenden „Schweizerbauren“ (Zürich, 1798), dass ihm nicht einfiel, den Reim durch Zurückgreifen auf die Grundform zu retten oder wenigstens zu schonen: „Mer hend neud [= wir halten nichts] uf leeren titlen, Und au mit de grössten Mitlen Chauft ekeinen euseri [unsere] Goust, Da [das] ist jetz by eüs [uns] umsusst.“ — *Zóuft*, *Zöifter* = Zunft u. s. w. — *Zóusel*, *zöisle*, *zöiserle* für Zunsel d. i. Zunder u. s. w. *Zöisler* auch mit der Bedeutung Lichtmotte, phalaena pyralis.

Diese Beispiele lassen sich durch eine Reihe anderer vermehren, zu deren Erwähnung sich bis dahin keine Gelegenheit bot, indem von ihnen zufällig eine Form mit einfacher Vokallänge nicht besteht, oder mir wenigstens nicht zur Kenntniß gekommen ist.

Die Zürcher Pfister beklagen sich i. J. 1751 über „das uns endlich gar den Boden austrückende *Deis-* und *Borg* nemmen.“ Zwei-

hundert Jahre früher kennt der Rathschreiber am selben Orte noch die ursprüngliche Form des Wortes, indem er redet vom „dings vnnd vff Borg gäben vnnd fürstrecken.“ Heutiges Tages noch begeben sich die Aargauer und Zürcher Mundarten des Nasals, und nur diese; die übrigen kennen blos *dings*. Es ist ein adverbialer Genetiv, mhd. *dinges*, von *ding* = Vertrag (vgl. *dingen*); daher einen Dienstboten, einen Soldaten *dings* nehmen = den Dienstvertrag mit ihm schliessen, der durch ein Handgeld besiegelt wird; eine Arbeit *uf dings* geben = verakkordieren; sodann hat es, wie in den zuerst angeführten Sätzen zu ersehen, die Bedeutung „auf Borg, auf Kredit“ angenommen: „Eins gab man dings, das ander bar“ (Berner Fassnachtspyl v. 1558); so auch in dem Sprichworte: *dings g'spilt ist bär 'zalt.* — Seine Waare d. üsg'henkt haben = auf Kredit aushingegeben. Mit Verkennung der hier vorliegenden Wortbildung wird unser Wort etwa auch als ein Substantiv aufgefasst: *uf Dings*, gerade wie in dem Synonym *uf Borgs*, wofür die ältere Sprache gesagt haben würde *uf ding*. So in einer bereits angeführten Redensart; so auch in einem Zürcher Mandat von 1780: „selbige auf Credit oder sogenannten *Deiss* hin zu bewirthen.“ Der Irrtum spinnt sich fort in der Ableitung *dingser* = auf Borg verkaufen.

Ebenfalls in Zürich ist ein Geschlechtsname *Feisler*; er schreibt sich *Finsler*.

Anet, eine bernische Ortschaft an deutsch-französischer Grenze, wird mit *Ins* verdeutscht; dieses lautet im Volksmund *Eis*. Es soll, beiläufig gesagt, dieselbe in latein. Urkunden *insula* heißen; damit bekäme die oben versuchte Zusammenstellung des Ortsnamens *Ysch* mit Insel eine Stütze.

Rhiner verzeichnet unter seinen „Volkstümlichen Pflanzennamen“ auch *Jeist*; als Grundform hat das Idiotikon unzweifelhaft *Jinst* anzusetzen, denn die Pflanze ist der gemeine Ginster, *genista*.¹

Keis Léisis grosfs bedeutet ein minimes Quantum. *Linsi* ist nämlich das Deminutiv von *Lins*, Linse, und obiger Ausdruck entspricht also dem mhd. *niht ein lins*. Das weibliche Grundwort kommt ebenfalls vor und zwar in den Formen *Lîse* und *Léise*. — Dasselbe Wort könnte man wohl versucht sein in den Zürcher Flurnamen *Leisewis*, *Léisithal*, *Léisirain*, allenfalls auch in *Léisiöpfel* zu finden; wirklich bekommt man auch die Verhochdeutschung *Lisenrain* zu lesen. Allein *Linsithor*, ein Hausname in der Stadt Zürich in der Mitte des 16. Jahrhunderts, fügt sich doch wol nicht darunter. Wir gehen kaum fehl,

1) Wir sprechen noch *Jëmf, jëse* für Genf, gähren.

wenn wir obige Composita auf einen Geschlechtsnamen Linsi (als solcher männlich) beziehen. Lins lebt als Geschlechtsname in Tirol; ahd. gab es Linzo.

Tousse Name eines zürcherischen Weilers, urkundlich Tunsheim, vom Personennamen Tunni. In dem nämlichen Kanton kommt irgendwo Töisiholz als Name eines Waldes vor, dessen erster Besitzer Tunzi, Tünsi geheissen haben mag.

Das soloth., frickthal. und basellandsch. *gröise*, *grösse* = sehnsüchtig nach etwas verlangen, einem in lästiger Weise und unablässig anliegen, ließ sich allerdings wie das bayr. reusen und als Compositum von diesem auf rüwen, reuen, zurückführen (rügen). Aber es lässt sich doch nicht wohl von der gleichbedeutenden unumgelauteten Form *grouse* trennen, und dieses hinwieder nicht von *grumse*, so wenig als das luzern. *grünsele* = leise wimmern wie das schwer kranke Kind, von dem synonymen *grünselein*, *grünsehlen*.¹

In der Nähe von Zürich gibt es einen *Möichhof* d. i. ehemaliger Hof der Mönche (*Münch*); das einfache Wort ist in seiner ursprünglichen Bedeutung jetzt abgestorben und durchaus nicht volkstümlich; unter *Möich*, in den innern Kantonen *Müch*, versteht man nur den Wallachen, das verschnittene Pferd.

In Zürich benennt man die beiden Stiftskirchen noch immer *Groß-* und *Frau-Möister*; in den Waldstätten versteht man unter *Müster*, *Möster* Beromünster.

Vernóuft, *vernöiftig* = Vernunft, vernünftig.

Also éi neben ï, óu und öi neben û und ü. Die nächste Frage ist nun, wo der eine Lautstand und wo der andere. Im Allgemeinen lässt sich, was sehr begreiflich ist, als Heimat des ursprünglichen Vokals (í, ú, ü) das Hochgebirge angeben. Dort, in dem zusammenhangenden Stocke der drei Länder um den Waldstättersee mit Zug und des Berner und Freiburger Oberlandes, des Wallis (und seiner Dependenzen im Süden der Alpen)² und endlich der Kantone Bünden und

1) Die Bedeutungen dieser Sippe berühren sich vielfach mit denen von trinsen, weinerlich klagen und anhalten (*Alliwyl e Grumses han*); — *Grousen* und *gresten*, sich unzufrieden äußern, widerreden; unverständlich reden; auch grämlich herumliegen. Eigentümlich aber ist ihr die unpersönliche Ausdrucksweise: es *grumset* (Nbf. *gramset*) im Magen (= *glumsen*, kollern, aus welchem es in diesem Sinne vielleicht blos verderbt ist); übergetragen aufs Moralische: es grumset einem, nämlich im Herzen = es steigen einem moralische Bedenken auf. Zu erwägen ist das etymologische Verhältniss zu den synonymen Wörtern *gürmsen*, *griemsen*, *gramausen* = murren; *gramuslen* = krabbeln.

2) So muss ich, gestützt auf eigene Aufzeichnungen, meinem verehrten Lehrer A. Schott und seinen schriftlichen Quellen entgegen behaupten.

Glarus ist — ich wollte sagen die jungfräuliche Burg des altertümlichen Lautes, würde ich mich nicht erinnern, dass in der innersten Kammer der Urschweiz, ich meine die Thalschaft Engelberg, jener Widerspruch mit dem alemannischen Grundcharakter seinen Sitz hat. Während, abgesehen von diesem vereinzelten Punkte, die Alpenbewohner, das Hirtenvolk, mit bewundernswerther Ausdauer am Alten festhalten, haben sich die Bewohner der Vorberge und der flacheren Schweiz, also die Ackerbauer, dem weichlicheren Diphthonge hingegeben, aber dies ohne kräftige Konsequenz. In allen diesen äusseren Mundarten gibt es eine Menge vereinzelte Beispiele, welche als vergessene, nicht abgelöste Posten auf dem alten Stande geblieben sind. Was Appenzell betrifft, welches einen detachierten Gebirgsstock ausmacht, so haben sich hier die verschiedenen Landestheile in die beiden Systeme getheilt, so zwar, dass i, ü im Lande selbst die kleinere Kopfzahl beherrscht, dafür aber seine Arme da- und dorthin, selbst bis in den obren Thurgau ausstreckt. Im Kanton Luzern, welcher vermöge seiner geographischen Lage überhaupt manche interessante Erscheinung darbietet, tritt uns die absonderliche Thatsache entgegen, dass es die Stadt ist, welche den altertümlichen Vokal festhält, während die Landbevölkerung zu dem neuern übergegangen ist. Der Widerspruch löst sich, wenn wir uns erinnern, dass jene eben die nächste Nachbarin der Urschweiz ist und in tägliche Berühring mit derselben kommt.

Weniger genau als der geographische Umfang lässt sich die Zeit bestimmen, in welcher diese Neuerung Statt griff, weil sich uns für die Ermittlung derselben ausschliesslich schriftliche Quellen und darunter keine, welche die Mundart spiegeln wollen, darbieten.¹ Wenn aber Schriften, welche in der gemeindeutschen Sprache angelegt sind, inkonsequenterweise mitunter mundartliche Formen entschlüpfen, so sind wir befugt, ja genötigt, anzunehmen, dass zur Zeit ihrer Abfassung im Volke noch allgemein so gesprochen wurde. Nun lassen sich bei den schweizerischen Schriftstellern bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts Beispiele von einfachem langen Vokal im Auslaut zur Genüge nachweisen. Wir dürfen also schliessen, dass die mit der Kirchenreformation anhebende Umgestaltung und Modernisierung unserer Mundarten erst am Ende des 17. Jahrhunderts sich im Volksmunde fest eingebürgert habe.

1) Freilich hat uns E. Götzinger in seiner Hebel-Ausgabe S. XXI—XXV ältere mundartliche Litteratur verzeichnet; allein fürs erste ist die Schreibung und die Sprache in derselben begreiflicherweise höchst unzuverlässig; sodann stammt sie gerade nicht aus den Gegenden, welche hier in Betracht kommen, oder ist unbekannten Ursprunges.

Was ich bis dahin über Ort und Zeit vorgebracht habe, bezieht sich übrigens strikte nur auf die Farbe des Auslautes. Diejenigen i und ü, welche für in und un eintraten, sind ihren Weg unabhängig gegangen. Hier ist das Gebiet der Diphthongisierung viel beschränkter:¹ ganz Appenzell, St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen und Freiburg enthalten sich derselben, da ihnen doch, wie gezeigt, die éi, ou, öi an anderer Stelle geläufig sind;² Berner Mittelland verhält sich ganz schwankend. Es bleiben also als entschiedenes Gebiet des Diphthonges nur die Kantone Zürich, Aargau, Solothurn und Basel.

Die beiden i u. s. w. von ungleichem Ursprung haben sich also räumlich, vielleicht auch zeitlich³ und jedenfalls, was ich später noch nachweisen werde, auch lautlich sehr verschiedentlich entwickelt. Es ist daher Raum gelassen für die Möglichkeit, dass die zwei ungleichwerhitgen i u. s. w. auf ungleichem Wege zu dem gleichen Stadium gelangt seien. Dass zwar in beiden Fällen der Diphthong zunächst aus zweimaliger Kürze (i + i) hervorgegangen sei, lässt sich kaum bezweifeln. Während aber das auslautende i resp. ü, ù einfach in seine natürlichen Bestandtheile auseinander gefallen ist, stand inlautend ursprünglich ja nur die einmalige Kürze; die Repetition, welche wir voraussetzen müssen, um Düst, Doust zu begreifen, kann nur von dem verduftenden Nasal, von seiner halb vokalischen Natur herkommen. Indem der Nasal einen Theil seiner Konsistenz an die Vokalisation abgab, entstand zunächst i + i, u + u, ü + ü. Von da an gabelte sich die Fortentwicklung: die eine Mundart zog die beiden Kürzen in eine Länge zusammen, die andere behielt die Spaltung bei, indem sie zugleich je den erstenen Vokal brach. Wenigstens kenne ich (mit Ausnahme des oben erwähnten Yffel bei Maaler) kein Beispiel davon, dass in dem

1) Auch in bair.-österreichischen Mundarten fällt dieselbe Differenz auf. So lässt im Lusernischen ein n, das im Auslaut stand und apokopiert wurde, genäselte Aussprache zurück (z. B. Mō̄ = Mon(d); in der Infinitivendung — ā); im Inlauten dagegen verschwindet es, nach Zingerle's Angabe, spurlos (z. B. prüschenl = angebrannt riechen; Fēder = Fenster).

2) Damit ist die Frage, ob das st. gall. der *Zeusi*, Spottname für den Rothhaarigen, als „Zünsi“ zu nehmen sei, von vorneher abgeschnitten.

3) Es lässt sich darüber nichts bestimmen, weil in der Schriftsprache unserer Landsleute, wenigstens vor dem 17. Jahrhundert, weder i noch éi u. s. w. für „in“ vorkommen, sondern immer die richtige Grundform gegriffen wurde. (Doch Fries und Maaler gewähren Yffel für Infel, was noch besonders auffallend ist, indem sie sonst i in ei, ey zu verhochdeutschen pflegen, und da Fries auch die Grundform, ynfel, wohl kennt. Aber abgesehen davon, dass das Wort in dem reformierten Zürich nicht mehr lebendig war, scheint es überhaupt einer exceptionellen Behandlung zu genießen, da nirgends die diphthongische Form aufgekommen zu

jetzigen geographischen Gebiete des Diphthonges im Inlaut jemals in einer früheren Sprachperiode statt der éi, óu vor Spiranten i, ü üblich gewesen sei, während sich, wie oben gesagt, evident ein solcher Wechsel zwischen auslautendem i und éi u. s. w. selbst in den streng diphthongisierenden Mundarten beweisen lässt. Und sollte es dennoch solche Beispiele geben, so müfste der Verhalt eben so aufgefasst werden, dass die Mundart der Kantone Zürich — Basel jene theoretisch anzusetzende Spaltung in e + i, o + u in einer historisch bestimmbaren Periode aufgenommen und zur Wirklichkeit gemacht haben. An der Sache würde damit nichts Wesentliches geändert.

Die diphthongische Entwicklung statt einfarbiger Länge hat übrigens längst nichts Befremdliches, da sie uns in den griechischen Formen $\lambda\acute{e}o\nu\sigma\iota$, $\tau\nu\varphi\vartheta\epsilon\iota\varsigma$, $\pi\varepsilon\acute{e}\sigma\omega\mu\alpha\iota$ ebenfalls entgegentritt. Auch die auf die verschiedenen Stämme ein und des selben Volkes sich vertheilenden Doppelformen sind uns aus dem selben Sprachgebiete bekannt. Aus $\alpha\nu(\tau)\varsigma$ wurde attisch $\bar{\alpha}\varsigma$, lesbisch $\alpha\iota\varsigma$, aus $\varepsilon\nu(\tau)\varsigma$ dorisch $\eta\varsigma$, attisch $\varepsilon\iota\varsigma$, aus $o\nu(\tau)\varsigma$ dorisch $\omega\varsigma$, lesbisch $o\iota\varsigma$ und attisch ursprünglich gewiss diphthongisch, später einlautig $o\nu\varsigma$.

sein scheint. Vgl. z. B. *Niffele* im Aargau. Es ist als ob der Ursprung total vergessen worden sei; daher auch allerlei ungehörige Umwandlungen, welche das Wort erfahren hat, z. B. auch *Hiffele*). Uebrigens ist gerade diese ungleiche Behandlung der beiden ungleichen i der lebenden Sprache von Seiten der Schreibenden beachtenswerth.
